

Johann Peter Uz und die Literatur der Aufklärung in Ansbach.

Am Samstag, den 25. Mai 1781 brach ein Reisender abends gegen halb sieben von der Universitätsstadt Erlangen auf. Er hatte Pferde und Wagen gemietet, um sich in der Nacht in die markgräfliche Residenzstadt Ansbach bringen zu lassen. Es war Friedrich Nicolai, der weithin bekannte Verleger, Kritiker, Förderer der Wissenschaften und Motor der Aufklärung, der auf seiner Reise durch Süddeutschland zunächst Coburg, Bamberg und Erlangen besucht hatte, dann weiter nach Nürnberg, Altdorf, Augsburg bis in die Schweiz ziehen wollte. Überall trug er Informationen über die wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Verhältnisse zusammen, befragte Experten und konsultierte Bibliotheken. Die gewaltige Stoffsammlung diente einem zeittypischen Ziel: einen gelehrten Reisebericht über die Länder und Städte zu verfassen, die er besucht hatte.

Der Besuch in Ansbach findet sich im ersten der insgesamt zwölf dickleibigen Bände, in denen die einjährige Reise in fast 14 Jahren Arbeit niedergeschrieben wurde. Der Bericht erlaubt es uns, Nicolai auf seinem sonntäglichen Ausflug nach Ansbach zu begleiten, einem Ausflug, der so ganz im Zeichen der Literatur stand, daß er uns das literarische Leben in dieser Stadt mit den Augen eines zeitgenössischen Besuchers zeigt. Dabei wird deutlich werden, daß 'Literatur' für den Leser des 18. Jahrhunderts in vielerlei Hinsicht noch etwas entschieden anderes bedeutet als heute: nicht nur, daß das, was wir heute als Literatur zu bezeichnen gewohnt sind, damals Dichtung oder gar Poesie genannt wurde. Nein, darüber hinaus war Dichtung – und auch wissenschaftliche Literatur – Mittelpunkt der Geselligkeit. Ziel der Reise war nicht so sehr die Stadt Ansbach sondern vielmehr der dort 1720 geborene und seit seiner Rückkehr vom Studium im Jahre 1743 fast ununterbrochen dort ansässige Dichter und Jurist Johann Peter Uz. Nicolai und Uz waren sich keine Unbekannten. Spä-

testens seit einem Briefwechsel, den Uz auf der Suche nach einem neuen Verleger für eine Ausgabe seiner Gedichte wohl im Jahr 1765 begonnen hatte, stand man miteinander in losem Kontakt. Aber schon vorher hatte Uz Nicolais publizistische Aktivitäten mit Interesse wahrgenommen. Das wichtigste Unternehmen des rührigen Organisers für ihn war zweifellos die „Allgemeine Deutsche Bibliothek“, eine Zeitschrift, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Neuerscheinungen aus allen Gebieten des Wissens und der Literatur anzuzeigen und zu besprechen. Sie erschien seit 1765 und bedeutete für Uz bei aller Kritik an dem in ihr propagierten literarischen Geschmack doch den Zugang zum literarischen Leben der Zeit. Aber schon das Vorgänger-Projekt, die „Briefe die neueste Literatur betreffend“ hatte Uz sorgfältig beobachtet. Da konnte Nicolai sicher sein, auch am frühen Sonntagmorgen nicht vor verschlossenen Türen zu stehen.

Die problemlose Reise führte auf den gut ausgebauten Poststraßen zunächst vor die Tore Nürnbergs nach Gostenhof; von dort nahm man den Weg über Heilsbrunn nach Ansbach. Mit Tagesanbruch ist Nicolai am Ziel, wo er nur kurz den Gasthof aufsucht, in dem sein gemieteter Wagen auf die Rückfahrt nach Nürnberg am Nachmittag warten wird. Nachdem der Reisestaub aus den Kleidern geklopft und ein kleines Frühstück eingenommen ist, ist das Ziel das Wohnhaus Uzens.

Die Hauptabsicht meiner Reise nach Anspach war, meinen vieljährigen würdigen Freund, Hrn. Utz persönlich kennen zu lernen, welches ich schon so lange gewünscht hatte. Ich eilte also zuerst zu diesem vortreflichen Manne, vortreflich durch seine unsterblichen Werke, durch seine mannigfaltigen Einsichten, und durch sein redliches Herz. Er ist unverheirathet, und bewohnt ein kleines Haus, worin Genügsamkeit und Liebe zu den Museen mit ihm wohnen.¹⁾

Auch für manchen Leser von Nicolais Reisebericht bedarf es der Rechtfertigung, warum der angesehene Kritiker einen Dichter aufsucht, der für sich selbst schon 1767 beschlossen hatte: „Es ist gewiß, daß, unter allen Schriftstellern, sonderlich die Dichter einen gewissen Zeitpunkt haben, wo sie zu schreiben aufhören sollen: Es ist nur zu bedauern, daß sie unter allen am wenigsten diesen Zeitpunkt bemerken. Vielleicht habe ich schon zu lange geschrieben; und in diesem Falle wird man es gerne sehen, daß ich itzt aufhöre.“²¹ Es gab genug Leser, die diesen Entschluß Uzens sehr bedauerten. In zeitgenössischen Aufzählungen der Dichter der Gegenwart, die in Deutschland Anspruch auf Geltung erheben konnten, taucht Uz noch regelmäßig auf. Andere dagegen reiben sich an Poeten wie ihm. Goethe z. B. drückt seine Erinnerung an Uz in „Dichtung und Wahrheit“ so aus. Es sei die Zeit seiner Jugend eine gewesen, in der man die Dichtkunst vor allem dann verehrt habe, wenn sie von einem Mann gekommen sei, der auch sonst in Ansehen gestanden habe:

Besonders wurden solche Personen verehrt, die, neben jenem angenehmen Talente, sich noch als emsige, treue Geschäftsmänner auszeichneten. Deshalb erfreuten sich Uz, Rabener, Weiße einer Achtung ganz eigner Art, weil man die heterogensten, selten mit einander verbundenen Eigenschaften hier vereint zu schätzen hatte.²²

Die Genie-Ästhetik des Sturm und Drang räumte mit solchen Urteilen auf. Uz hat den Wandel des literarischen Geschmacks als leidenschaftlicher Teilnehmer am literarischen Leben wahrgenommen, die Kontroversen, die diesem Wandel vorausgingen, auch leidvoll gespürt, als einzelne seiner Werke zum Beispiel vom jungen Wieland verrissen wurden.²³ Das alles lag zum Zeitpunkt des Besuchs Nicolais schon einige Jahre zurück. Nicolai erlaubt sich deshalb auch, das Urteil zurechtzurücken und dem Ansbacher Poeten seinen verdienten Platz in der Geschichte der deutschen Literatur zuzuweisen:

Herr Utz ist gewiß ein Dichter, der auf unsere Nation einen stärkern Einfluß hat, als es dem ersten Anblicke nach scheinen

möchte. Zwar wird jetzt von manchen Dichtern in Journalen viel Lärmens gemacht, und manche affektiren zu stehen zu geben, als ob Utz und die so wie Er dichten, veraltet wären. Der Unterschied besteht wohl darinn, daß jene mehr gerühmt, und Utz, und die ihm ähnlich sind, mehr gelesen werden. Es ist mit Dichtern wie mit Kleidern. Es giebt Kleider, welche der Modefarbe und des Zuschnitts wegen allgemein Beyfall erhalten; aber dieser allgemeine Beifall währt kurze Zeit, und macht einem andern allgemeinen Beyfall bald Raum, der eben so kurze Dauer hat. Einen Dichter wie Utz liebt man, wie der Priester von Wakefield seine Frau und sie ihr Hochzeitskleid liebte, *not for a fine glossy surface, but for such qualities as would wear well*. Dieses edlen Dichters Muse ist nicht eine Modeschönheit, welche in rauschenden Zirkeln, heftig und auf kurze Zeit gefällt, sondern eine sittsame Schöne, welche als Geliebte und noch mehr als Mutter geliebt wird.

Weder wurde um Uz in den Journalen viel Lärmens gemacht noch hat er selbst sich und seinen Dichterruhm herausgestellt. Die Anekdote, der Markgraf habe erst auf einer Reise nach Italien in Rom von dem Dichter in seiner Residenzstadt erfahren, hat wohl zumindest darin ihren wahren Kern. Aber auch Menschen, mit denen Uz in Ansbach regelmäßigen und engen Kontakt pflegte, wußten von seinem Ansehen als Dichter nur wenig und sind erst von außen auf diese Leistung aufmerksam gemacht worden. Es hat deshalb seinen Biographen gefallen, Uz in Ansbach als Außen-seiter zu beschreiben, der um seinen gesellschaftlichen Aufstieg und seine Anerkennung kämpfen müssen, der sich deshalb – nach enttäuschter Liebe – schließlich in den gemeinsamen Haushalt mit seiner Schwester zurückgezogen und seine Erfüllung in der Verbesserung seiner Gedichte gefunden habe.²⁴ Ein solches Bild entsteht auch all zu leicht, wenn man die Briefe liest, die Uz aus Ansbach an seinen Studienfreund Johann Wilhelm Gleim nach Halberstadt geschrieben hat. Hier wünscht er sich immer wieder sehnlich die Zeit des gemeinsamen Studiums in Halle

zurück, fragt nach dem Ergehen des einen oder anderen gemeinsamen Bekannten, versichert aber auch, wie wichtig ihm der briefliche Kontakt mit dem Halberstädter Kanonikus sei. Freilich ist vieles, was in den Briefen über die persönliche Beziehung der beiden zu lesen ist, Inszenierung: Gleim forderte eifersüchtig Treuebekenntnisse ein, gefiel sich in der Rolle des einzigen Freundes. So wurden ihm die Freundeskreise Uzens in Ansbach nie wirklich bekannt. Nur einzelne Namen tauchen in der Korrespondenz – und dann eher zufällig – auf.

Als Uz sich mit Nicolai auf den Weg macht, um an einem Sonntag Vormittag die gelehrte Welt Ansbachs vorzustellen, ist Nicolai nicht der Schlüssel zu Menschen, die mit Uz sonst nichts zu tun haben wollten. Uz führt den Besucher vielmehr in einen Kreis ein, in dem er sich seit Jahren wohl fühlt; er bringt ihn mit Personen in Kontakt, mit denen Uz über Jahrzehnte hinweg die unterschiedlichsten literarischen Vorhaben verwirklicht hatte. In der dürren Aufzählung Nicolais ist davon freilich wenig zu spüren: Ihn interessieren die Personen und ihr Beitrag zur Aufklärung, weniger ihre Beziehungen untereinander.

Herr Utz führte mich zu verschiedenen hiesigen Gelehrten. Wir sahen den Herrn Hofkammerrath Hirsch, den hauptsächlichsten Verfasser der zu Anspach herausgekommenen Uebersetzung des Horaz, einen sehr feinen Mann, der Weltkenntniß und Geschmack verbindet. Desgleichen den Herrn Generalsuperintendenten Junkheim, der durch verschiedene Schriften bekannt ist, und besonders durch das in Gesellschaft des Herrn Utz herausgegebene neue Anspachische Gesangbuch. Auch sahen wir den Hrn. Konrektor Glandorf. Er ist durch die Herausgabe der *Poet. graec. gnomon.* bekannt. Das Gymnasium ist gut eingerichtet. Es werden darinn 100 Alumnen auf Markgräfliche Kosten unterhalten, welche Stiftung von der ehemaligen Fürstenschule auf dem Kloster Heilsbronn herkommt. Wir besuchten den würdigen Greis, den Herrn Stadtprediger Rabe. Obgleich über 70 Jahr alt, ist er doch noch wie ein Mann in den besten Jahren, gesund, thätig und frölich. Es ist ein

großes Vergnügen, einen Greis so zu sehen. Er erzählte uns kurz die Geschichte seiner gelehrten Beschäftigungen.

Schließen wir uns dem Rundgang der beiden durch das literarische Ansbach an und versuchen wir dabei, ihr Verhältnis zueinander etwas zu beleuchten. Jeder von ihnen bietet die Möglichkeit, eine andere Facette des literarischen Werkes von Johann Peter Uz sichtbar werden zu lassen.

Wie gesagt: aus der nüchternen Aufzählung Nicolais ist über die Beziehung der Personen untereinander noch nichts oder – genauer gesagt – nur sehr verschlüsselt etwas zu ersehen. Die etwas merkwürdige Bemerkung, die Nicolai einfließen läßt, und die die Einrichtung des Gymnasiums betrifft, ist ein solcher Schlüssel. Zunächst einmal charakterisiert sie nur die Tätigkeit Eberhard Gottlob Glandorfs, der zu dieser Zeit Konrektor am Gymnasium illustre in Ansbach war. Die Schule ist allerdings auch sonst eine Klammer zwischen den genannten Personen, denn seit dem Jahr 1770 war ihnen die Sorge um sie anvertraut: Junkheim als Konsistorialrat, Uz und der Stadtprediger Rabe als Mitglieder des Scholarchats und Glandorf als Vertreter des Schulleiters sollten für eine kontinuierliche Modernisierung und ein beständig hohes Niveau des Unterrichts sorgen.

Aber nicht erst diese Tätigkeit hat die Genannten miteinander in Verbindung gebracht. Die Beziehungen reichen teilweise bis in die Jugend zurück und haben die unterschiedlichsten Gestaltungsformen erlebt.

Beginnen wir mit Georg Ludwig Hirsch. Über seine Herkunft und seinen Werdegang sind wir ... der. Joh. August Vocke notiert in seinem „Geburts- und Todtenalmanach“⁶⁰ der Ansbacher Gelehrten resignierend, er habe „zur Mittheilung seiner Lebensgeschichte, auch durch mein wiederholtes Bitten nicht vermocht werden“ können. Immerhin weiß man so viel, daß Hirsch den Rahmen für ein allwöchentliches Ritual bieten konnte, zu dem sich Uz und Junkheim in seiner Wohnung einfanden. An Gleim, den Jugendfreund, dem man solche Mitteilungen nur vorsichtig machen konnte, um ihn nicht an der Ausschließlichkeit der freundschaft-

lich-innigen Beziehung zweifeln zu lassen, schrieb er Anfang März 1759 über Hirsch:

Der letztere insonderheit ist ein besonders vertrauter Freund von mir. Bey ihm kommen ich und noch einige andere Personen Samstags nachmittags zu einer Pfeife Toback und Bouteille Weins zusammen. Mittwochs abends essen ich und Junkheim bei ihm des abends. Er hat eine schöne Bibliothek, ist in Italien und Frankreich gereiset. Er [und das weist auf die Parallele zur Freundschaft mit Gleim besonders hin] trinkt mir allemahl die Gesundheit meines Gleims zu.⁷⁾

An diesen vertrauten Freund richtet Uz den ersten poetischen Brief seines Lehrgedichtes „Von der Kunst, stets fröhlich zu sein“. Dieses philosophische Gedicht hatte Uz schon 1756 Gleim gegenüber angekündigt, seine Entstehung, sein Gegenstand, seine Verbesserung waren über Jahre hinweg ein Thema in den Kreisen, in denen sich Uz traf. Jeder der Briefe ist deshalb auch an ein anderes Mitglied dieses Kreises gerichtet. Diese Adressierung muß man deshalb auch als eine Art Selbstvergewisserung einer gemeinsamen Haltung dem Leben gegenüber lesen. Es geht um das Glück des Menschen und darum, wie er mit dem Auf und Ab des Lebens zurecht kommen kann. Die Gedanken werden in einem Gespräch entwickelt, in dem der Lehrer seinen Schüler immer wieder anspricht und seine Einwände und Überlegungen auspricht:

Du lächelst? und verlangst den
Glücklichen zu kennen,
Der niemals klagen darf? denn was wir
Erde nennen,
Ein immer stürmisch Meer! wird
schwerlich Menschen sehn,
In deren Segel stets die Winde günstig
wehn.
Man findet sie vielleicht beym
ungefunden Weisen,
Den uns Chrysipps⁸⁾ Roman, den
Zenons⁹⁾ Träume preisen,
Der seiner Schmerzen lacht, wann ihn die
Gicht enteelt,
Stets herrscht und alles hat, auch wann
ihm alles fehlt.

Nein, Freund, mir träumte nie von ganz
vollkommenem Glücke:
Die Erde hat es nicht, stets fehlt an
einem Stücke.
Des Lebens Güter sind, vertheilt mit
weiser Hand:
Gemeiner Mangel ist ein allgemeines
Band.
Wollt' auch ein mildes Glück, was ieder
wünscht, gewähren,
Wird ein gewährter Wunsch nicht neuen
Wunsch gebären?
Wer ist vollkommen weis'? und ist es
allezeit?
Und wird nicht überrascht von blinder
Sinnlichkeit?
Auch um den Weisen schleicht, in
unbewahrten Stunden,
Die Unzufriedenheit, zerfleischt von
hundert Wunden,
Die magre Furie, die unersättlich wacht,
Und uns noch ärmer macht, als die Natur
uns macht.
Soll drum der Philosoph nicht in
erhabnen Bildern
Des Weisen prächtig Glück, des Weisen
Adel schildern?
Sein kühngezeichnet Maaß beschämet
stolzen Wahn:
Wer ihm nicht nahe kömmt, hat nicht
genug gethan.
Wie Menschen glücklich sind, kann der
schon glücklich heißen,
Der nicht von Dornen frey, die seinen
Fuß zerreißen,
Die Dornen selten fühlt und oft auf Rosen
tritt,
So freudig itzt genießt, als erst geduldig
litt.
Stets überwiegt bey ihm die Schmerzen
das Ergötzen,
Und Weisheit wird, was fehlt, aus ihrem
Schatz ersetzen:
Sie giebt Zufriedenheit, ihr schönstes
bestes Kind,
An deren Seite stets die wahren Freuden
sind.¹⁰⁾

Solche Gespräche zwischen den Freunden haben ihren Ursprung sicher auch in der persönlichen Situation. Die Lehre der Stoa hilft

Uz und seinen Freunden die persönlichen, aber auch die historischen Erfahrungen zu verarbeiten und mit ihnen umzugehen: die Abhängigkeit von den Hierarchien des Hofstaates, die ausbleibende Erfüllung von Karriere Wünschen, der Tod oder die schwere Krankheit von Familienangehörigen. Das Mittel dazu ist die intensive Beschäftigung mit antiker Literatur: Seneca, die Stoiker überhaupt, vor allem aber Horaz sind die Autoren, mit denen man sich über Jahre hinweg in gemeinsamer Lektüre in den Privatbibliotheken beschäftigt hat.

Zu diesem Kreis gehört auch Johann Zacharias Junkheim. Die Verbindung zwischen ihm und Uz wird in der Regel in der gemeinsamen Arbeit am Ansbachischen Gesangbuch gesehen; es ist das Faktum, das Nicolai seinen Lesern im Reisebericht als wesentlich mitteilt. Aber auch hier sind die Verbindungen älter und sie sind aus gemeinsamem literarischem Interesse erwachsen. Denn Uz, Hirsch und Junkheim „verbanden sich“, wie es im Nachruf auf Junkheim in „Schlichtegrolls Nekrolog“ von 1790 heißt, um „eine neue Übersetzung des Horaz zu verfertigen, die, aus dem rechten Gesichtspunkte beurtheilt, eine sehr schätzbare Arbeit ist. Sie leistet alles, was eine prosaische Übersetzung leisten soll, indem sie den Sinn jedesmal getreu darstellt, und dem angehenden Leser des Dichters statt eines leichten, fortlaufenden Commentars dienen kann.“¹¹⁾

Diese Übersetzung hatte nicht zum Ziel, eine literarisch gelungene deutsche Fassung herzustellen, sondern sie fügt sich ein in die Bemühungen, die zeitgenössischen – vor allem jugendlichen – Leser an das heranzuführen, was für Uz, aber auch Junkheim und Hirsch Maßstab für die Dichtung überhaupt war: die Dichtung der lateinischen Antike. Man kann die Übersetzung als eine Fortsetzung dessen ansehen, was Junkheim während seiner Zeit als Leiter des Gymnasiums von 1760 bis 1764 bereits versucht hatte, nämlich in privaten Unterrichts- oder besser Lektürestunden am Abend den älteren seiner Schüler einen Zugang zu den Autoren zu vermitteln, indem er sie im Ganzen und mit der Absicht las, den Horizont hinter den Autoren zu eröffnen, ein nahezu revolutionäres Herangehen

angesichts der üblichen Praxis an den Schulen, die Autoren nur als Stilexempel und Übungsbeispiele heranzuziehen.

Junkheim hatte als Theologe in der Markgrafschaft eine unangefochtene Stellung inne, ohne daß man ihn als Karrieristen bezeichnen könnte. Seine Fähigkeit, auf die unterschiedlichsten Zuhörer einzugehen, seine fachliche Autorität und zugleich seine Offenheit für das Neue trugen dazu bei, daß man ihn nacheinander an unterschiedlichsten Stellen brauchte: er war Prediger an der Kaserne, danach Leiter des Gymnasiums, Schloßprediger am Witwensitz Unterschwaningen, schließlich Mitglied der Universitätsdeputation, die eine umfassende Reform der Ausbildung an der Universität Erlangen durchsetzte. Seit 1774 war er Oberhofprediger und inzwischen Leiter des Konsistoriums.

Die vertraute Beziehung zwischen Uz und Junkheim ist zunächst keine Selbstverständlichkeit, denn Dichtung – und hier insbesondere die anakreontische – und Theologie standen in der Mitte des 18. Jahrhunderts in einer durchaus spannungsgeladenen Beziehung zueinander. Dafür gab es die unterschiedlichsten Gründe. Wenigstens zwei seien kurz aufgezeigt. Uz hatte in Halle als einer Hochburg des Pietismus Frömmigkeit als etwas sehr Einengendes erlebt. Die Forderung, auf Lebensgenuß zu verzichten und allein der Erfüllung der Gebote zu leben, stieß im Kreis der Studienfreunde in Halle auf heftige Ablehnung. Ein Mittel, diese Opposition zum Ausdruck zu bringen, war die Dichtung in der Tradition des Anakreon. Nach seinem Vorbild besang man die Freuden des Lebens; sie lagen insbesondere in der Freundschaft, der Liebe und im Wein. Eines der bekanntesten Gedichte Uzens mag das illustrieren:

Ein Traum (entst. 1744, gedr. 1749)
O Traum, der mich entzückt!
Was hab ich nicht erblickt!
Ich warf die müden Glieder
In einem Thale nieder;
Wo einen Teich, der silbern floß,
Ein schattiges Gebüsch umschloß.
Da sah ich durch die Sträucher
Mein Mädchen bey dem Teiche.
Das hatte sich, zum Baden,

Der Kleider meist entladen,
bis auf ein untreu weiß Gewand,
Das keinem Lüftgen widerstand.

Der freye Busen lachte,
Den Jugend reizend machte.
Mein Blick blieb sehnd stehen
Bey diesen regen Höhen,
Wo Zephyr unter Lilien blies
Uns sich die Wollust greifen ließ.

Sie fieng nun an, o Freuden!
Sich vollends auszukleiden;
Doch, ach! indems geschiehete;
Erwach ich und sie fliehete.
O schlief ich doch von neuem ein!
Nun wird sie wohl im Wasser seyn.¹²⁾

Die unverhohlene Erotik dieser Strophen wird eingerahmt von Gedichten, in denen zum Lebensgenuß aufgerufen wird. Das geschieht freilich nie 'verantwortungslos'. Im Hintergrund klingt an, daß die Freude am Frühlingstag oder an der ländlichen Szenerie Ausgleich für die Lasten ist, die man gerne zu tragen bereit ist. So etwa in „Frühling Lust“:

Hier sind Rosen! Hier ist Wein!
Soll ich ohne Freude seyn,
Wo der alte Bacchus lachtet?
Herrsche, Gott der Frölichkeit!
O es kommt, es kommt die Zeit,
Die zur Lust uns träge machet.¹³⁾

Solche Gedichte wurden natürlich auch gegen ihre Verfasser gehalten und so sahen sich die Anacreontiker mehr als einmal gezwungen darauf hinzuweisen, daß sie mit den Hirten der Poesie nicht einfach gleichzusetzen seien. Wie ihr Vorbild Anacreon wollten sie gerne Verantwortung übernehmen und würdige Ämter bekleiden können.

Der zweite Vorwurf aus den Kreisen vor allem des Pietismus betraf die Orientierung der Poesie an den Mustern heidnischer Dichter. Spuren einer solchen Diskussion auch zwischen Uz und Junkheim finden sich in dem „Schreiben des Verfassers der Lyrischen Gedichte an einen Freund“, gerichtet an den Kanonikus Gleim:

Wie? dürfte sich, in christlichen
Gedichten,
Die Muse nicht nach jenen Regeln
richten,

Die Griechenland auf Romuls grosse
Stadt

Und uns gebracht, Vernunft gebilligt hat?
Die schreiben schön, die gleich den Alten
schreiben:

Sollt ihr Geschmack nicht unser Vorbild
bleiben?

Wer ihn verläßt, verläßt auch die Natur,
Verläßt mit ihr der wahren Schönheit
Spur.¹⁴⁾

Uz hat mit solchen Argumenten auch bei Junkheim offene Türen eingerannt. Es ist schon angeklungen, welchen Stellenwert für Junkheim selbst die Autoren der Antike besaßen, und daß er sie mit seinen Schülern so las, daß sich ihnen auch wirklich die Schönheiten dieser Gedichte erschlossen – und nicht nur die Regeln der Grammatik. Für Junkheim stand wohl auch außer Frage, daß die Dichtung seines Freundes von einer tiefen, christlichen Überzeugung bestimmt war. Ihre Zusammenarbeit bei der Erstellung eines neuen Gesangbuches für die Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth ist deshalb keine Überraschung.

Ein schönes Beispiel für die Verbindung zwischen antiker Form und christlichem Inhalt ist Uzens Nachdichtung des Psalms 23:

Der gute Hirte (zuerst 1768)

Was sorgest du? Sey stille, meine Seele!
Denn Gott ist ein getreuer Hirt;
Der mir, auch wenn ich mich nicht quäle,
Nichts mangeln lassen wird.
Er weidet mich auf blumenreicher Aue,
Und führt mich frischen Wassern zu,
Und bringet mich, im kühlen Thau,
Zur sichern Abendruh.

Er hört nicht auf, mich liebeich zu
beschrmen,
Im Schatten vor des Tages Glut,
In seinem Schooße vor den Stürmen
Und schwarzer Bosheit Wuth.
Auch wenn er mich durch finstre Thäler
leiten,
Mich durch die Wüste führen wird,
Will ich nichts fürchten! Mir zur Seiten
Geht dieser treue Hirt.

Ich sehe schon, daß mir von meinem
Freunde

Ein reicher Tisch bereitet ist,
Im Angesichte meiner Feinde,
Trotz ihrer Hinterlist.

Sie sehn den Schutz des Höchsten, und
sie schämen

Sich ihrer schwach erfundenen Macht.
Wie sollten mir die Menschen nehmen,
Was Gott mir zudedacht!

Ich aber will ihn preisen und ihm danken!
Ich halt an meinem Hirten fest;
Und mein Vertrauen soll nicht wanken,
Wenn alles mich verläßt.¹⁵¹

Wir haben uns – wie vielleicht auch schon Nicolai in Begleitung Uzens – ein bißchen länger bei dem sympathischen Junkheim aufgehalten. Rasch gehen wir also mit den beiden weiter und treffen Eberhard Gottlob Glandorf. Er ist an diesem Vormittag der einzige unter den Ansbacher Gelehrten, von denen sich eine nähere und schon länger andauernde Bekanntschaft nicht behaupten läßt. Wie auch Glandorf, aus Wimpfen in Württemberg stammend, war erst 1780 von der Universität Göttingen, wo er als Bibliothekssekretär gewirkt und als Privatdozent gelehrt hatte, als Konrektor an das Gymnasium illustre Carolinum Alexandrinum gerufen worden. Seine Interessen für die antike Literatur, aber auch die Literatur vor allem Englands deckten sich mit denen der Mitglieder seines Scholarchats; Uz trug keine Vorbehalte, diesen Neuankömmling ebenfalls vorzustellen. Daß es in der Folgezeit nicht zu einer näheren Bekanntschaft mit Glandorf gekommen ist, wird vor allem auf den doch recht großen Altersunterschied von 30 Jahren zurückzuführen sein. Der vertraute Kreis mit öffentlichen Aufgaben reichlich bedachter Männer mußte auch nicht unbedingt erweitert werden; zu kostbar waren die Musestunden in der Bibliothek.

Altersgründe mögen auch eine Rolle gespielt haben, daß Johann Jakob Rabe nicht zu dem engeren vertrauten Kreis gehörte. Rabe war zehn Jahre älter als Uz, er war darüber hinaus zwar als Pfarrer an der Hauptkirche der Stadt Ansbach, St. Johannis, von Vikar bis zum Hauptprediger aufgestiegen. Aber anders

als Junkheim gelang es ihm nicht so leicht, Menschen aus allen Ständen für sich einzunehmen; seine Ansbacher Mitbürger charakterisierten ihn als nicht einfach im Umgang und als mit Vorliebe seinen Büchern lebend.¹⁶¹

Das war nicht immer so gewesen. Rabe hatte zunächst die Stelle eines Erziehers im Hause des Ansbacher Leitenden Ministers und Hofratspräsidenten Christoph Friedrich von Seckendorff-Aberdar inne, wurde dann aber zum Kasernenprediger bestellt und in dieser Funktion zusammen mit seinem Cousin Johann Georg Rabe – einem später am Ansbacher Gymnasium wirkenden Mathematiker – der Hauslehrer des Johann Friedrich Reichsfreiherrn von Cronegk.

Mit Cronegk ist nun ein Name gefallen, der Uz, Hirsch, Junkheim und Rabe in besonderer Weise miteinander verbindet. Dazu muß ein wenig ausgeholt werden: Cronegk war 1731 als Sohn des Generalfeldmarschall-Leutnants des Fränkischen Kreises in Ansbach geboren. Seine besondere Begabung für Sprachen führte zu einem Studium von Jura und Schöner Literatur in Halle und Leipzig. In Leipzig prägte ihn vor allem der Kontakt mit Gellert. Nach Abschluß der Studien unternahm Cronegk in Begleitung von Hirsch und Rabe die übliche Kavaliertour nach Italien, wurde aber sofort nach seiner Rückkehr nach Ansbach zum Justiz- und Hochfürstlichen Hofrat ernannt. Mit Junkheim zusammen und unter Mitwirkung von Hirsch, Rabe und vielleicht auch Uz gab er in Ansbach die moralische Wochenschrift „Der Freund“ (1754–56) heraus, die nach dem Vorbild ähnlicher Zeitschriften in England, aber auch im deutschsprachigen Raum der Verbreitung von aufgeklärtem Wissen, von Prinzipien tugendhaften Lebens und von Maßstäben für den guten Geschmack dienen sollte. Daß Cronegk darüber hinaus aber auch selbst dichtete und an Dramen arbeitete, blieb der Öffentlichkeit allerdings weitgehend verborgen, bis ihm 1758 der Preis für eine Tragödie verliehen wurde, die er auf ein Preisausschreiben in Friedrich Nicolais „Bibliothek der Schönen Wissenschaften“ hin eingesandt hatte: das streng nach den Regeln der französischen klassizistischen Tragödie verfaßte Trauerspiel „Codrus“. Das allerdings hat Cronegk nicht

mehr erlebt, der sich bei einem Besuch bei seinem Vater in Nürnberg an Pocken infiziert hatte und innerhalb weniger Tage im Alter von 26 Jahren in der Neujahrsnacht zum Jahr 1758 gestorben war. Die enge Freundschaft zwischen Cronegk, Rabe und Uz mag man daran ablesen, daß er vom Totenbett aus verfügte, daß seine Bibliothek zu je einem Drittel an die Freunde fallen sollte, während das letzte Drittel verkauft und der Erlös für die Armen verwendet werden sollte. Auch sollte nur Uz erlaubt sein, ein Totengedicht über Cronegk zu verfassen. In ihm verbindet sich der Schmerz über den Verlust mit der Sicherheit, daß der Tod des Freundes von Gott so gewollt sei:

Vermessen fragen wir nach jedes Zufalls
Grunde:

Was unser Schöpfer will, ist gut.

Er wählt für unsern Tod die allerbeste
Stunde,

Die vor des Schicksals Throne ruht.

Zwar wider die Vernunft will sich der
Schmerz empören;

Der vor sich hin zur Erde schaut.

Wir müssen doch zuletzt sie hören:

Sie ruft uns allzulaut.

Sie sagt uns: Cronegk lebt in einer höhern
Sphäre!

Wir glauben ihr mit Freudigkeit:

Wenn nicht sein beßrer Theil dem Grab
entronnen wäre,

Wo wär ein Trost für unser Leid?

Er lebt, in jene Welt der Geister

aufgenommen,

Setzt er sein Leben ewig fort:

Was hier zur Reife nicht gekommen,

Das reift und blühet dort.¹⁷⁾

Rabe und Uz übernahmen nun die Aufgabe, die Werke Cronegks zu veröffentlichen. Das geschah in zwei Bänden, die mit den Druckorten Ansbach und Leipzig 1761 und 1763 erschienen. Auch wenn sich Cronegks Dramenauffassung nicht durchsetzte, erlebte die Ausgabe seiner Schriften bis 1776 drei Auflagen, was wohl vor allem auf die Verschiedenheiten zurückzuführen ist. Ein Beispiel aus Cronegks Werk sei zitiert, das auch die Nähe zur anakreontischen Dichtung Uzens erkennen läßt:

Das glückliche Leben

Der Gram läßt nicht den Fürsten schlafen,

Der in Pallästen wachsam irrt:

Wie ruhig schläft bey seinen Schafen

Wie glücklich lebt und liebt ein Hirt!

Kein Sturm wird niedres Rohr verletzen:

Nur stolzen Eichen droht Gefahr.

Das reiche Peru prangt mit Schätzen;

Der Himmel stürmet, Lima war.

Der Krieger färbt, im wilden Rasen,

Mit Blut das grün gewesne Feld:

Der hitzgen Pferde schäumend Blasen

Erschüttert und erschreckt die Welt.

Er eilet, Länder zu zerstören;

Im Blicke glüht die Grausamkeit.

Wo Troja war, da wallen Aehren:

Carthago liegt am Strand zerstreut.

Wie glücklich lebt in niedern Hütten,

Wer ferner Städte Lärm verlacht!

Wer nicht mit unzufriednen Bitten

Die weise Vorsicht müde macht!

Wie glücklich ist, wer an dem Strande

Des Meeres Unbestand erblickt,

Eh ihn in weit entfernte Lande

Gewinnsucht oder Ehrsucht schickt!

Wie glücklich ist, wer ohne Sorgen

Des Lebens, weil er lebt, genießt!

Dem, vor der Neider Blick verborgen

Die Zeit uneingeschränkt verfließt!

Wie glücklich ist, wer einsam lebet,

Vom rauhen Pöbel abgetrennt,

Sich selbst kennt; nach nichts mehr strebet,

und nur in Gott sein Glück erkennt!

Auch hier klingt die Haltung des Stoikers an, der sich im Genuß natürlicher Freuden für die Herausforderungen des Lebens in der Welt rüstet. Diese stoische Haltung ist überhaupt ein Kennzeichen Uzens und seiner Freunde. Der Weise in der Welt steht über den Wirrnissen des Weltlaufes, er weiß um die Verhältnismäßigkeit des Leidens, findet sich ab mit widrigen Umständen und sucht sein Glück in der Erfüllung auch selbst auferlegter Pflichten. Solche Gedichte antworten aber auch auf Fragen, die die Leser dringend beschäftigten. Ein Ereignis macht das besonders deutlich; es ist das Erdbeben, das die Stadt Lissabon im Jahr 1755 zerstörte und den Optimismus der Aufklärung erheblich dämpfte: die Frage nach dem Wirken Gottes wurde laut. Bei Uz, der das

Uz oben an stand. Solche Stunden gehören zu den vergnügtesten des Lebens. Ich konnte sie leider nicht länger genießen. Die Anlage meiner ganzen Reise machte, daß ich meine Zeit sehr kurz eintheilen mußte. Ich umarmte also meinen theuren Freund, nahm mit schwerem Herzen von den trefflichen Leuten, in deren Gesellschaft ich gewesen war, Abschied, und fuhr nachmittags um drey Uhr von Anspach ab.

Und Uz? Wie hat er den Besuch erlebt? In den Briefen an Gleim, die zu dieser Zeit sehr spärlich werden, finden wir keine Nachricht darüber. Der, den Uz ein halbes Jahr später nach Halberstadt sendet, ist derjenige, der am deutlichsten Bilanz unter ein Leben für die Poesie zieht. Zuvor freilich wird die Enttäuschung darüber deutlich, daß Gleim nie möglich gemacht hat, was für Nicolai ein erstrebenswertes Ziel war: einmal in den geselligen Kreis Ansbacher Literaten zu kommen:

Freylich, mein liebster Gleim, habe ich lange gewünscht, daß ich Sie vor meinem Tode wohl noch sehen möchte. Seit zwanzig und mehr Jahren haben Sie auch Hoffnung dazu gemacht. Ich habe diese Hoffnung längst aufgegeben. Ich glaube, wir beyden haben unsere Reisen auf diesem Erdklumpen gethan. [...] Ich, mein liebster Gleim, habe lang genug gelebt, und als Schriftsteller mich überlebt [...] Ich tröste mich mit Vater Hagedorn, dem es auch nicht beßer geht, und fürchte, die Ewigkeit vieler itzt so hoch erhobenen Dichter möchte auch nicht länger dauern, als die meinige.²⁰⁾

Anmerkungen:

- ¹⁾ Friedrich Nicolai: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781, I. Bd., Berlin Stettin 1783, Ndr. Hildesheim Zürich New York 1994, S. 190.
- ²⁾ Zur Ausgabe seiner Werke im Jahr 1768, vgl. Johann Peter Uz, Sämtliche Poetische Werke, hg. v. August Sauer, Stuttgart 1890 (= Deutsche Literaturdenkmale 33), S. 392.
- ³⁾ Johann Wolfgang v. Goethe: Dichtung und Wahrheit, in: HA, Bd. 9, S. 397f.

⁴⁾ Dazu August Sauer: Einleitung, in: Uz, Sämtliche Poetische Werke, S. I-LXXXV, hier S. XXVff.

⁵⁾ So das Bild bei Erich Petzet: Johann Peter Uz. Zum hundertsten Todestage des Dichters, hrsg. von Thomas Stettner, Ansbach 1930.

⁶⁾ Geburts- und Todten-Almanach Ansbachischer Gelehrten, Schriftsteller, und Künstler oder Anzeige jeden Jahres, Monats und Tags, an welchem Jeder derselben geböhren wurde, und starb: nebst ihrer kurzzusammengedrängten Lebens-Geschichte und dem Verzeichnis ihrer Schriften und Kunstwerke, Augsburg 1796-1797.

⁷⁾ Briefwechsel zwischen Gleim und Uz, hrsg. v. Carl Schüddekopf, Tübingen 1899 (= Bibliothek des Litterarischen Vereins CCXVIII), S. 309 (Brief vom 1. März 1759).

⁸⁾ Chrysispos von Soloi, ca. 281-208, ein Schullehrer der Stoiker, der 705 Bücher geschrieben haben soll. Auf ihn geht die stoische Lehre zurück, daß der Mensch seiner Natur nach leben solle.

⁹⁾ Zenon von Kiton, Begründer der Stoa (334-263).

¹⁰⁾ Versuch über die Kunst stets fröhlich zu seyn 1760, in: Uz, Sämtliche Poetische Werke, S. 215-278, I. Buch, V. 165-188.

¹¹⁾ Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1790.

¹²⁾ Uz, Sämtliche Poetische Werke, S. 28f.

¹³⁾ Uz, Sämtliche Poetische Werke, S. 30-31, hier S. 31.

¹⁴⁾ Schreiben des Verfassers der Lyrischen Gedichte an einen Freund 1757, in: Uz, Sämtliche Poetische Werke, S. 377-384, hier S. 384 (V. 177-184).

¹⁵⁾ Uz, Sämtliche Poetische Werke, S. 205f.

¹⁶⁾ Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1798, zit. nach Deutsches Bibliographisches Archiv.

¹⁷⁾ Uz, Sämtliche Poetische Werke, S. 160f.

¹⁸⁾ Anmerkung Nicolais: S. Briefe die neueste Litteratur betreffend VIIr Theil, S. 98.

¹⁹⁾ Der Prediger Salomo mit einer kurzen und zureichenden Erklärung nach dem Wort-Verstand zum Nutzen der Studierenden, von dem Verfasser des Phädon [i.e. Moses Mendelssohn], Aus dem Hebräischen übersetzt von dem Uebersetzer der Mischnah [Johann Jacob Rabe], Anspach (Posch) 1771.

²⁰⁾ Brief an Gleim v. 27.2.1782, in: Briefwechsel zwischen Gleim und Uz, S. 418f.

»Ich bin ein Ich«

Die phantastischen Visionen Jean Pauls

Eine Welt ist aus den Fugen geraten! – Freilich, zu Jean Pauls Zeit wußte man natürlich, daß die Erde keine Scheibe, sondern eine Kugel ist – spätestens seit der ersten vollständigen Umsegelung der Welt durch Fernando Magellan fast 300 Jahre zuvor von 1519–22, man wußte seit Kopernikus und Galilei, seit fast 200 Jahren also, daß diese Kugel sich um die Sonne als Zentrum der Galaxis dreht, man kannte das Gesetz der Gravitation, das Newton, der Begründer der klassischen theoretischen Physik, schon 1666 gefunden hatte; jetzt aber, kurz vor der Wende zum neuen, zum 19. Jahrhundert, hatte man begonnen, die Kraft der Erdanziehung zu überwinden und die 3. Dimension zu erobern: 1783 waren die Gebrüder Montgolfier in ihrem ersten Heißluftballon in den Himmel gestiegen. Man konnte die Welt jetzt im Fluge und von oben betrachten, man konnte sich über sie erheben, über sie hinwegfliegen, den physikalischen Gesetzmäßigkeiten trotzen, man gewann einen neuen Blick auf diese kleine Welt und ein neues Verhältnis zu ihr.

Eine Welt ist aus den Fugen geraten! – Die so festgefügt, ja als gottgegeben erscheinende politische Ordnung des barocken Absolutismus mit ihrer Vorstellung einer hierarchischen Gliederung und Ordnung der Welt geriet ins Wanken. Es war das Zeitalter der Aufklärung. Kant sagte, sie sei der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Die Aufklärung hatte die Vernunft, die Rationalität zum herrschenden und leitenden Prinzip gemacht. Die Besinnung des Menschen auf seine Verstandeskkräfte, die fortschreitende Bildung und das Entstehen eines kritischen Bewußtseins hatte schließlich in der großen Französischen Revolution von 1789 die bestehende gesellschaftliche und politische Ordnung hinweggefegt. 1791 gab es in Frankreich die erste bürgerliche Staatsverfassung, die bis heute Grundlage

aller demokratischen bürgerlichen Verfassungen geblieben ist.

Eine Welt ist aus den Fugen geraten! – Denn schon bald gerät die Euphorie der Vernunft und der Befreiung der Menschen und des Geistes durch die Französische Revolution in eine furchtbare Krise. Am 17. Januar 1793 war in Paris der gestürzte französische König Ludwig XVI. hingerichtet worden. Damit begann die Schreckensherrschaft des Diktators Robespierre. Die humane Vernunft, die Leitidee der Aufklärung, ging unter in der Terror- und Blutherrschaft der Revolutionstribunale und der Guillotine. Über ein Jahr lang verbreitete der jakobinische Blutausch Angst und Schrecken, bis die Revolution schließlich ihre eigenen Kinder fraß: Robespierre wurde gestürzt und endete ebenfalls unter dem Fallbeil. Aber die Zweifel an den Idealen der Aufklärung blieben. Napoleon schließlich riß 1799 mit einem Staatsstreich die Macht in Frankreich an sich, unterwarf in den Folgejahren das ganze zivilisierte Europa und zwang es unter seine Herrschaft. Als er sich 1804 sogar selbst zum Kaiser krönte, war der Absolutismus wie ein Phönix aus seiner Asche wieder auferstanden.

Eine Welt ist aus den Fugen geraten! – Angstvoll und bedrückend ist sie geworden und wird von den Menschen vielfach nicht mehr verstanden. Verunsichert fliehen viele in die Gegenrichtung der Aufklärung, in einen neuen Irrationalismus, in eine Welt der übernatürlichen Phänomene, des Spuks, der Alpträume, der Phantasie, des Dämonischen. Vergessen wir nicht: Vor allem in der einfachen Bevölkerung – aber nicht nur dort – gab es – trotz aller „Aufklärung“ – noch immer einen weitverbreiteten und sehr nachhaltig wirksamen Volksaberglauben, der unter anderem die Existenz übernatürlicher Phänomene, Geistererscheinungen und andere unheimliche Manifestationen aus einer ande-